

KATE WHITE

NUR  
ÜBER  
IHRE  
LEICHE

Weltbild

Frisch gefeuert hofft die Reporterin Bailey Weggins auf einen Job bei einem heißen Celebrity-Magazin. Doch die Chefin dort ist Mona Hodges – und wer ja das Pech hatte, mit Mona zusammenzuarbeiten, würde ihr am liebsten den Hals umdrehen. Leider geschieht genau das eines Morgens. Plötzlich muss Bailey einen Mörder finden, obwohl sie doch lieber nach einem ganz anderen Mann sucht. Ihr ist nämlich gerade ihr Freund abhanden gekommen. Einfach futsch ist der Kerl – und das kommt Bailey doch ziemlich seltsam vor...

## **Bailey Weggins Reihe**

1. Wenn Blicke töten könnten
2. Zu schön zum Sterben
3. Auf dass der Tod uns scheidet
4. Nur über ihre Leiche

Kate White

# Nur über ihre Leiche

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Helmut Splinter

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Kate White, geboren am 3.9.1951, ist eine amerikanische Schriftstellerin und Magazin-Editorin. Von 1988 bis 2012 war sie Chefredakteurin der Cosmopolitan. Neben Bestseller-Romanen verfasste sie auch schon zahlreiche Berater über den Weg zum Erfolg. Diese sind besonders an Frauen adressiert, da sie mit diesen ihre eigenen Erfahrungen teilen will.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Over Her Dead Body.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Kate White

First published by Warner Books, Inc., an AOL Time Warner Company, New York

Translation rights arranged by The Sandra Dijkstra Literary Agency

All Rights Reserved

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Helmut Splinter

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-365-5

Dies ist eine erfundene Geschichte. Die Personen, Unternehmen, Ereignisse und Dialoge sind der Fantasie der Autorin entsprungen. Ähnlichkeiten zu tatsächlichen Ereignissen, Unternehmen, lebenden oder toten Personen sind Zufall und von der Autorin nicht beabsichtigt. Wenn einige echte Berühmtheiten und Örtlichkeiten erwähnt werden, erfolgt dies in rein fiktiven Zusammenhängen.

Was man sieht, ist nicht immer das, was man bekommt.

Das Gefährliche an Klischees ist nicht nur, dass sie total langweilig sind, sondern vor allem, dass man nicht mehr auf die Botschaft achtet, die eigentlich dahintersteckt. Aber das wäre manchmal ratsam. Das weiß ich, weil ich während eines sehr heißen, schwülen Sommers in New York City ein ganz bestimmtes Klischee so lange geflissentlich überhört habe, bis es mir förmlich ins Gesicht geschlagen hat.

Beim ersten Mal, das war noch vor dem Sommer, stand ich völlig auf dem Schlauch. Es war in der letzten Maiwoche, und Cat Jones, meine Chefin bei der Zeitschrift Gloss, hatte mich zum Abendessen eingeladen. Das war an sich nichts Besonderes – neben unserer beruflichen Verbindung waren wir auf eine kosmische Art schon immer befreundet. Sie hatte vorgeschlagen, uns um Viertel vor sieben in einem abgelegenen Restaurant im Village zu treffen. Da hätten meine Alarmglocken bereits läuten müssen. Wie ein Freund einmal sagte: Wenn dich ein Kerl vor sieben Uhr in ein schäbiges Restaurant einlädt, kannst du dir verdammt sicher sein, dass er dich abservieren will und hofft, noch die Kurve zu kriegen, bevor du heulend seine Knöchel umklammerst. Mein Fehler war: Ich hatte nicht gemerkt, dass diese Warnung auch für Vorgesetzte gilt.

Ich vermutete bereits, dass es mehr um Arbeit als um Privates gehen würde. Seit zwei Jahren stand ich beim Gloss unter Vertrag, um pro Jahr acht bis zehn Geschichten über Verbrechen und menschliche Schicksale zu schreiben. Diese Vereinbarung war auf Cats Mist gewachsen, nachdem sie beim Gloss angefangen hatte und die Zeitschrift von einem stinklangweiligen Frauenmagazin in eine Art Cosmopolitan für verheiratete Mädels umfunktionieren wollte. Ich tischte ihr immer meine eigenen Ideen für Geschichten auf, für die ich dann auch ziemlich schnell grünes Licht bekam. In letzter Zeit allerdings kam ich kaum noch mit meinen Geschichten durch, wusste aber nicht, warum. Perfektes Beispiel: Vor zwei Wochen hatte ich eine Geschichte über eine junge Mutter vorgeschlagen, die während des Joggens spurlos verschwunden war. Der Ehemann entpuppte sich als Hauptverdächtiger, wobei interessanterweise nicht er, sondern sie eine Affäre hatte. Cat hatte die Idee mit dem Kommentar »Vermisste Ehefrauen langweilen mich« abgetan. Sag das der Familie von Laci Peterson, war ich in Versuchung gewesen zu sagen, hatte aber geschwiegen. Mein Gefühl war, dass Cat mich zum Essen eingeladen hatte, um mir zu verraten, welche Art von Verbrechen ihr derzeit schlaflose Nächte bereiteten.

Ich traf als Erste im Restaurant ein, was bei einer Verabredung mit Cat nicht ungewöhnlich war, doch zumindest hatte ich so Gelegenheit, wieder zu Atem zu kommen. Es war ein kleines Lokal im französischen Landhausstil auf der MacDougal Street im Village, wo ich mir in Anbetracht des Wetters und der Einrichtung einen Rosé bestellte. Die Gäste, die durch die Tür traten, brachten eine angenehme Spätfrühlingsbrise mit herein.

Lass dies einen Vorboten auf einen herrlichen Sommer sein, betete ich. Mich dürstete nach einem Sommer, um meinen eigenen Altweibersommer zu beenden. Im Januar hatte

ich mit einem Typen Schluss gemacht, der mir wirklich am Herzen gelegen war, und auch wenn ich es im Moment noch nicht auf eine weitere ernste Beziehung abgesehen hatte, hoffte ich doch auf so was wie ein romantisches Abenteuer. Letzten Winter hatte ich mich einem kurzen Flirt mit einem männlichen Model von Anfang zwanzig hingegeben, zehn Jahre jünger als ich, der aber nach Los Angeles zurückgegangen war. Danach folgte ein Misserfolg nach dem anderen, unter anderem vier oder fünf Verabredungen mit einem alternden Schönling aus Brown, der so fade daherredete, dass ich ihn tatsächlich bitten musste, den Mund nicht mehr aufzumachen. Ich bin hübsch, denke ich, auf eine eher sportliche Art – eins achtundsechzig, ziemlich schlank, dunkelblondes, kinnlanges Haar –, und für gewöhnlich habe ich keine Probleme, jemanden ins Bett zu kriegen. Ich baute darauf, dass sich meine Trockenzeit dem Ende zuneigte und die Saison der mühelosen Verführung beginnen könnte.

Als Cat zehn Minuten zu spät hereinschlenderte, drehten sich die Köpfe nach ihr um. Sie ist Ende dreißig, sieht blendend aus mit ihren langen, blonden Haaren, blauen Augen und vollen Lippen, die nie die frische Luft sehen, ohne mit einem Backsteinrot oder dunklem Pink übermalt worden zu sein. Sie trug eine enge, türkisfarbene Hose und ein exotisches gold-türkisfarben besticktes Oberteil, in dem sie aussah, als käme sie gerade aus einer Kasbah.

Sie rutschte auf ihren Platz. »Tut mir leid, ich bin zu spät. Kleinere Krise.«

»Beigelegt, hoffe ich.«

»Leider nein. Ich habe ein riesiges Problem mit der neuen Schönheitsredakteurin. Ihre Texte sind ungefähr so aufregend wie die Gebrauchsanleitung für einen DVD-Rekorder, und ihre Beurteilungen sind totaler Quatsch.«

»Was hat sie angestellt?«

»Sie hat sich für eine Dienstreise nach Paris angemeldet, ohne das vorher mit jemandem abzusprechen.«

»Echt?« Aus reiner Höflichkeit täuschte ich Interesse vor. Ich war genauso besorgt, als hätte Cat erzählt, sie bekäme ein Fieberbläschen. »Was ist sonst noch los?«

Bevor sie antworten konnte, eilte der Kellner herbei. Cat bestellte ein Glas Chardonnay und verlangte so schnell wie möglich die Speisekarte. Hm, dachte ich, sie schien es eilig zu haben, war richtig angespannt. Ich fragte mich, was der Grund dafür sein mochte.

»Also, wo waren wir stehen geblieben?«, fragte sie, als der Kellner wieder gegangen war.

»Ich habe gefragt, was es sonst noch Neues gibt.«

»Ach, das Übliche«, antwortete sie abwesend. »In letzter Zeit läuft alles ein bisschen aus dem Ruder.«

»Wie geht's Tyler?«, erkundigte ich mich nach ihrem Sohn.

»Gut, gut. Er hat den Abschluss in der Vorschule geschafft, obwohl er im letzten Monat zwei aus seiner Klasse gebissen hat. Ich dachte schon, die Eltern verlangen, ihn auf Tollwut untersuchen zu lassen. Was ist mit dir? Fährst du diesen Sommer zu deiner Mutter nach Cape Cod?«

»Ich werde ein paar Mal hochfahren, aber nur übers Wochenende. Meine beiden Brüder werden mit ihren Frauen da sein, bei ihnen komme ich mir immer wie das fünfte Rad am

Wagen vor, obwohl sie alles tun, um mich nicht auszuschließen.«

»Dann bist du derzeit nicht bis über beide Ohren verliebt?«

»Nein, aber das ist okay so. Mehr als einen genialen Flirt wünsche ich mir für diesen Sommer nicht.«

»Klingt gut. Du bist immer noch Anfang dreißig und hast noch viel Zeit, bis du dich auf was Ernstes einlassen musst. Sollen wir mal einen Blick auf die Speisekarte werfen?«

Auweia, da war wirklich was im Busch. Sie wechselte so rasch das Thema, dass ich schon glaubte, sie würde den Kellner bitten, mir eine Magensonde zu legen. Sobald wir bestellt hatten, beschloss ich, den Stier bei den Hörnern zu packen.

»Ist mit dir alles in Ordnung, Cat?«, fragte ich. »Ich habe das Gefühl, dass du etwas auf dem Herzen hast.«

Schweigend und sichtlich nervös betrachtete Cat das Tischtuch.

»Cat, was ist los?«, drängte ich. »Hast du irgendwelche Probleme?«

»Nein, das kann man so nicht sagen. Bailey, ich habe schlechte Nachrichten, und es ist schwierig für mich, mit dir darüber zu reden.« Als sie den Kopf hob, bemerkte ich in ihrem linken Augenwinkel eine halbe Träne.

»Hast du schon wieder Eheprobleme?«, fragte ich.

»Nein, es hat nichts mit mir zu tun, sondern mit dir«, sagte sie.

»Mit mir?« Ich war wie vom Schlag getroffen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wovon sie redete, spürte aber eine irrationale Panikattacke auf mich zurollen, die ich auch immer bekam, wenn mich ein Flughafenangestellter fragte, ob ich meinen Koffer selbst gepackt hätte. »Warum? Um was geht's?«

»Ich fange mal von vorne an«, meinte sie, nachdem sie tief Luft geholt hatte und ihr bereits kerzengerade liegendes Besteck kerzengerade gerückt hatte. »Danach, was ich im Lauf des letzten Jahres gesagt habe, bist du dir sicher bewusst, dass der Gloss am Kiosk Konkurrenz bekommen hat. Zuerst habe ich meinem Unterhaltungsredakteur die Schuld gegeben, dass er nicht die richtigen Leute fürs Titelblatt ausgewählt hat, bis mir langsam klar wurde, dass es um etwas Grundsätzlicheres geht. Als ich zum Gloss kam, hatte ich die Absicht, der Zeitschrift ein neues Konzept zu verpassen, das Spaß, Erotik und Pikanterie widerspiegelt, also die wichtigsten Nachrichten für das Leben einer jungen, verheirateten Frau enthält. Ich wollte, dass man über die Zeitschrift redet. Es hat hervorragend funktioniert – eine Zeit lang.«

Während sie einen Schluck Wein nahm, schwante mir schon, welche Richtung das Gespräch einschlagen würde.

»Also, ich habe ein paar Nachforschungen angestellt – Diskussionsforen, Telefonbefragungen. Die langweiligste Sache der Welt, aber am Ende ist sie der Mühe wert. Schließlich habe ich ein paar Antworten erhalten. Und mir ist klar, dass sich die Welt verändert. Die Frauen ändern sich, und ich werde im Verlag eine andere Richtung einschlagen müssen.«

»Was meinst du damit?«, fragte ich mit quiekender Stimme wie ein Wasserkessel, der den letzten Dampf ablässt, nachdem die Platte schon ausgeschaltet wurde.

»Ich glaube, der Gloss braucht derzeit weniger Klatsch und Tratsch als vielmehr Glückseligkeit«, antwortete sie.

»Glückseligkeit?« Ich musste bei dem Wort beinahe würgen. »Meinst du Sachen wie, äh, Aromatherapie und Sonnenaufgang genießen?«

»Ja, ob du es glaubst oder nicht. Frauen sind gestresst, und sie brauchen Entspannung. Wir müssen Themen bringen, die dabei helfen, mit diesem Stress klarzukommen. Schau mal, Bailey, das ist nicht mein Ding. Ich glaube, du kennst mich gut genug, um zu wissen, dass mein Scheiß-O-Meter nach oben schnell, sobald ich das Wort ›Feng Shui‹ höre. Aber ich kämpfe auch um mein eigenes Überleben.«

»Und was hat das Ganze mit mir zu tun?« Panik schoss in mir hoch wie ein Ball in der Badewanne, der unter Wasser gedrückt worden war.

»Es fällt mir ja so schwer, dir das zu sagen, Bailey. Du weißt, wie sehr du mir am Herzen liegt, und du weißt auch, dass ich dich für eine wunderbare Autorin halte. Aber mir ist klar geworden, dass die Verbrechensgeschichten nicht mehr in die Zeitschrift passen. In letzter Zeit habe ich einige deiner Vorschläge abgelehnt, aber nicht, weil sie nicht in Ordnung gewesen wären. Ich kann mir einfach nur nicht vorstellen, wie sie in das neue Konzept passen sollen, das ich im Kopf habe. Man kann nicht eine Seite nach der anderen damit füllen, wie man ein fröhliches Leben führt, und plötzlich eine Geschichte über eine Frau, deren Mann ihr den Schädel mit dem Hammer eingeschlagen und ihre Leiche im Lake Michigan versenkt hat, dazwischenknallen.«

Im vergangenen Jahr hatte ich ein bisschen herumspioniert und gemerkt, dass die Auflage des Gloss' alles andere als astronomische Zahlen aufwies und Cat möglicherweise unter Druck geraten war. Mir war sogar einmal in den Sinn gekommen, dass ihr Posten auf dem Spiel stehen könnte und damit auch meine freiberufliche Tätigkeit. Aber diese Möglichkeit hatte ich gleich wieder aus meinen Gedanken verbannt oder zumindest gedacht, es würde noch eine Weile so weitergehen wie bisher.

»Was ist mit meinen Geschichten über menschliche Schicksale?«, stotterte ich.

»Ich wünschte, ich könnte sie irgendwie unterbringen.« Sie blickte mich fast wehmütig an. »Immer wieder habe ich überlegt, ob sie ins Konzept passen, aber sie machen sich nicht gut mit dem, was wir vorhaben. Ich muss den Gloss viel visueller gestalten. Bilder sind die Sprache von heute. Ich sage nicht, dass wir im Gloss nur Fotos bringen werden, aber die Artikel müssen kürzer und freundlicher werden.«

Ihre Worte verblüfften mich, als würde sie verkünden, sie hätte in einem Leserbrief an die Times eine Lanze für die Schöpfungstheorie gebrochen. Ich war so von den Socken, dass mir nichts einfiel, was ich darauf erwidern könnte.

»Aber keine Sorge«, fuhr sie mit einem fahlen Lächeln fort. »Du müsstest laut Vertrag noch fünf Artikel liefern, und selbstverständlich werde ich dir die gesamte Summe dafür bezahlen.«

»Und das war's dann?«

»Bailey, ich finde es ganz furchtbar, das sagen zu müssen, aber ja, das war's dann. Der Gloss steckt in Schwierigkeiten, die ich lösen muss oder es wird jemand anderes eingestellt, der das erledigt.«

Ein paar Sekunden lang fand meine Wut ein Ziel, was aber nicht lange währte. Wieso auf Cat wütend sein? Sie war ehrlich zu mir und glaubte, ihr Posten stünde auf dem Spiel. Aber das machte die Sache für mich auch nicht besser. Ich fühlte mich verletzt,

enttäuscht und zu meiner Überraschung sogar erniedrigt, als hätte ich die Kündigung erhalten und müsste innerhalb einer Stunde meinen Schreibtisch räumen.

Das Abendessen wurde serviert, wir stocherten nur lustlos darin herum. Cat versuchte ein weiteres Mal, meine Artikel zu loben, woraufhin ich vorschlug, über etwas anderes zu reden, was sich ungefähr so leicht gestaltete wie die Suche nach Atlantis. Keine von uns beiden hatte Lust auf einen Kaffee, und ihr Angebot, mich nach Hause fahren zu lassen, lehnte ich mit der Lüge ab, ich hätte noch einen Termin in der Nähe.

»Eine Möglichkeit gäbe es noch«, sagte sie auf dem Bürgersteig neben ihrer schwarzen Limousine. »Wärst du bereit, eine andere Art von Artikel für mich zu schreiben?«

Ich grinste unfreiwillig. »Du meinst so was wie ›So optimieren Sie Ihr Chi?‹ Nein, ich glaube nicht. Aber danke, dass du gefragt hast.«

»Bailey, es tut mir leid, ehrlich«, entschuldigte sie sich.

»Ich weiß«, erwiderte ich. »Und mir tut es leid, wenn ich sarkastisch geklungen habe. Aber du hast mich ganz schön aus dem Konzept gebracht.«

Der Fahrer, wahrscheinlich darin geübt, in unangenehmen Momenten einzugreifen, sprang aus dem Wagen und öffnete die Tür. Cat ließ sich auf den Sitz sinken und winkte zum Abschied distanziert mit der Hand. Als der Wagen lautlos die MacDougal Street entlangfuhr, dachte ich: Natürlich will sie ihren Posten beim Gloss nicht aufs Spiel setzen. Möge Gott sie davor bewahren, jemals gezwungen zu sein, ein Taxi statt ihrer Verlagslimousine zu nehmen.

Ich stahl mich zu Fuß durchs Village nach Hause wie ein kleines Kind, das wegen seiner Kopfläuse vom Spielplatz verjagt wurde. Ich brauchte nur eine Viertelstunde bis zu meinem Wohnblock an der Ecke 9. Straße und Broadway, doch ich nutzte den kurzen Spaziergang, um über mein neues Schicksal nachzudenken.

In finanzieller Hinsicht war die Situation keineswegs ein Desaster. Seit mein Exmann, der von den Anonymen Glücksspielern Reißaus genommen hatte, unsere gemeinsamen Ersparnisse mehr oder weniger verpulvert und einen Teil meines Schmucks verhöckert hat, reagiere ich bei Geldangelegenheiten äußerst ängstlich. Aber finanzielle Probleme würden mir erspart bleiben. Ich schrieb nicht nur für den Gloss, sondern auch für andere Zeitschriften, zu denen ich ein gutes Verhältnis unterhielt. Glücklicherweise verfügte ich auch über eine zusätzliche Einnahmequelle – mein Vater starb, als ich zwölf war, und hat mir ein kleines Treuhandvermögen hinterlassen, aus dem ich jährlich ein regelmäßiges Einkommen beziehe. Mit den Hilton-Schwestern kann ich es damit zwar nicht aufnehmen, aber es reicht, um Dinge wie die Nebenkosten für meine Zwei-Zimmer-Wohnung im Village und einen Garagenplatz für meinen Jeep zu bezahlen.

Wovon ich mich aber verabschieden musste, waren all die kleinen Annehmlichkeiten, die ich mir dank meines großzügigen Vertrags beim Gloss leisten konnte – angefangen bei den hübschen Schuhen über die el grande Cappuccinos zu den gelegentlichen Sonntagnachmittagsmassagen. Ich hatte mich daran gewöhnt wie eine jener Frauen, die nur noch mit einem Mr-Blue-Vibrator zum Orgasmus kommen.

Ich würde es auch vermissen, ein Büro zu haben, in das ich gehen könnte, einen Ort, an dem ich mich unter Leute mischen konnte. Dann gab es da noch etwas anderes, wie ich mit Schrecken feststellte. Im Herbst sollte in einem kleinen Verlag eine Sammlung

meiner Verbrecherartikel veröffentlicht werden, aber jetzt würde mir der Gloss als Verkaufsargument fehlen. Was würde auf dem Umschlag stehen? »Bailey Weggins arbeitet freiberuflich von zu Hause aus. Wenn sie nicht schreibt, kramt sie in ihrer Manteltasche nach ihrem Wechselgeld.« Cat hatte sogar versprochen, mir mit der PR zu helfen, da so viele Artikel in meinem Buch zuerst im Gloss erschienen waren. Jetzt müsste ich mich auf die winzige und, wie es heißt, schwache PR-Abteilung des Verlags verlassen. Von einer anderen Autorin hatte ich gehört, das letzte Buch aus dem Verlag, über das in Today berichtet worden war, handelte von dem negativen Charismafaktor von Michael Dukakis.

Zu Hause angekommen, genehmigte ich mir das letzte kalte Bier aus dem Kühlschrank und öffnete den Kalender in meinem BlackBerry. Eine ziemlich volle Woche stand mir bevor, aber ich musste etwas Zeit rausschlagen, um mit Redakteuren anderer Zeitschriften zu reden und von ihnen ein paar Aufträge zu ergattern. Ich hatte vergessen, dass ich am nächsten Abend mit Robby Hart verabredet war, einem alten Kumpel vom Get, der Zeitschrift, bei der ich vor dem Gloss gearbeitet und wo ich Cat kennen gelernt hatte. Robby verfügte über ein großartiges Netzwerk und könnte mir mit seinen Ideen sicher auf die Sprünge helfen.

Wie sich herausstellte, war der Kneipenbesuch mit Robby die einzige Gelegenheit, die ich bei meiner Auftragsuche nutzen konnte.

Er hatte sich für ein Weinlokal auf der Lower East Side entschieden, wo er bereits an einem Tisch saß, als ich eintraf. Er trug wie üblich ein Baumwollhemd, bei dem am offenen Kragen das T-Shirt hervorlugte. Ich denke, man kriegt einen Kerl aus Ohio raus, aber nicht Ohio aus einem Kerl. Sobald er mich erblickte, stand er mit seinem breiten Robby-Lächeln auf, um mich zu begrüßen. Richtig schlank war er nie gewesen, aber als wir uns umarmten, merkte ich, dass er seit dem letzten Mal noch ein paar Pfunde zugelegt hatte.

»Puh, schön, dich zu sehen«, meinte er. »Ist lange her.«

»Ich weiß. Ich habe mich schon richtig auf heute gefreut.«

Kaum saß ich, kam auch schon der Kellner vorbei, bei dem ich ein Glas Cabernet bestellte.

»Sieht hübsch aus.« Robby deutete mit seinem Kinn auf mein Haar. »Ich hätte dich fast nicht erkannt.«

»Danke. Ich hatte beschlossen, sie wachsen zu lassen. Aber darauf kannst du Gift nehmen – sobald sie endlich lang genug sind, um sie zu einem lässig-lasziven Knoten zu binden, ist die Mode schon wieder vorbei.«

»Hm, zumindest hast du noch welche, die wachsen können.« Robby war in meinem Alter, hatte aber eine Vollglatze.

»Dann erzähl mal – wie ist der neue Job?«, erkundigte ich mich. »Ich sterbe schon vor Neugier.«

Robby war bis zum Ende beim Get geblieben und anschließend vor Verzweiflung zum Ladies' Home Journal gewechselt, wo er einige Jahre lang Artikel über berühmte Leute in Auftrag gegeben oder selbst geschrieben hatte. Vor drei Monaten hatte er sich einen Job als leitender Redakteur beim Buzz unter den Nagel gerissen, diesem ziemlich angesagten

Klatsch- und Tratschmagazin. Die Auflagenzahlen des Buzz waren irgendwie eingeschlafen, bis der Chefposten vor etwa einem Jahr von Mona Hodges übernommen worden war, der genialen – und berüchtigten – Redakteurin, bekannt für ihre magischen Kräfte, wenn es darum ging, kränkelnden Zeitschriften wieder auf die Beine zu helfen. Die Verkaufszahlen waren in die Höhe geschneit, und in einem Interview hatte Mona vor kurzem behauptet, neunundvierzig Prozent ihrer Leserinnen würden einen Abend mit dem Buzz gegenüber Sex mit ihrem Ehemann vorziehen.

»Also, ich muss zugeben, es ist fabelhaft, bei einer solchen Zeitschrift zu arbeiten«, sagte er. »Solange ich beim Ladies' Home Journal war, wollten die Leute immer nur Rezepte für Hühnchenchili haben oder wissen, wie man Tintenflecke aus Kleidern rausbekommt. Aber wenn die Leute jetzt erfahren, dass ich beim Buzz arbeite, fallen ihnen die Augen raus.«

»Das ist ja wunderbar, Robby.« Er blickte mich unsicher an. »Was ist?«, fragte ich. Er presste die Lippen fest aufeinander. »Andererseits ist es eine harte Schule«, gab er zu. »Sie erwarten dort einen gewitzten, flotten Stil, mit dem ich aber keine Erfahrung habe. Als das Mädels im Büro nebenan neulich was über Hugh Grant geschrieben hat – er hätte so blaue Augen, dass man sie sogar vom Weltraum aus sieht –, dachte ich nur: Warum fällt mir nicht so was ein? Aber so langsam kriege ich den Bogen raus, glaube ich.«

»Arbeitest du abends immer lange? Ich habe gehört, in Kambodscha gäbe es Ausbeuterbetriebe, die bessere Arbeitszeiten hätten als der Buzz.«

»Montags ist es am schlimmsten, weil Redaktionsschluss ist«, erklärte er. »Manchmal sitze ich bis morgens fünf Uhr da. Dienstag ist der einzige Tag, an dem wir früher gehen können, weil sich die Maschinerie da gerade erst wieder in Gang gesetzt hat. Die restlichen Abende kommt es darauf an. Es heißt, es würde jetzt besser werden, nachdem Mona sich eingelebt hat.«

»Du schreibst übers Fernsehen?«, wollte ich wissen.

»Hauptsächlich Reality TV. Über die Sachen hinter der Bühne. Sind die Zicken wirklich so zickig, wie sie aussehen? Wer bumst wen? Die Leitung vom Westküstenbüro sagt, wir sollten den Namen der Zeitschrift in Zicken ficken ändern. Ich denke, verglichen mit dem, was ich vorher gemacht habe, ist meine Arbeit jetzt im Niveau gesunken.«

»Das heißt?«

»Na ja, wir haben versucht, den Stars- und Sternchenkram im Ladies' Home Journal journalistischer zu gestalten, aber in Anbetracht dessen, womit wir es zu tun hatten, war es vergebliche Liebesmüh. Ich habe dem Promiredakteur einmal vorgeschlagen, wir könnten jemanden wie Maya Angelou zu einem Interview überreden, und weißt du, was er gesagt hat? Er wollte ihren Clip sehen.«

Ich musste laut auflachen.

»Du siehst, es gibt jedenfalls eine Grenze, über die man nie hinaus kommt«, fuhr er fort.

»Das Buzz kann aber ziemlich zotig werden, oder?«

»Das liegt vor allem an dieser Klatsch- und Tratschspalte, die meistens unterhalb der Gürtellinie zuschlägt. Sie heißt ›Leckerbissen‹. Man vermeidet es tunlichst, dort erwähnt

zu werden. Der Rest der Zeitschrift ist frech, aber nicht annähernd so gehässig.«

»Und, bist du glücklich über den Wechsel?«, fragte ich skeptisch, als der Kellner unsere Getränke brachte.

»Völlig, ja. Es ist eine tolle Erfahrung, und die Bezahlung ist besser. Zwanzigtausend Dollar mehr Gehalt, die ich im Moment gut gebrauchen kann. Ich wollte es dir persönlich erzählen, obwohl es noch geheim ist: Brock und ich haben die Adoption für ein Kind beantragt.«

»Oh, Robby, das ist ja fabelhaft.« Ich drückte seine Hand. »Ihr werdet fantastische Eltern abgeben.« Das meinte ich auch so. Robby war einer der freundlichsten, rücksichtsvollsten Männer, mit dem ich je zusammengearbeitet habe, aber er war auch frustriert darüber, dass er als schwuler Mann keine Kinder haben konnte.

»Danke«, erwiderte er mit einem Strahlen. »Ich kann's gar nicht abwarten, Vater zu sein. Das Problem ist, Brocks Geschäfte liefen in letzter Zeit eher schlecht als recht, und wenn unser Antrag durchgeht, bin ich auf diesen gut bezahlten Job angewiesen. Also mache ich gute Miene zum bösen Spiel und hoffe, nicht unterzugehen.«

»Moment – hast du nicht gesagt, du hättest die harte Schule schon hinter dir?«

»Irgendwie ja. Ich meine, ich hab's mit dem Stil raus, aber die wöchentlichen Abgabetermine sind immer noch ein Problem. Hätte ich mehr Zeit, könnte ich meine Texte besser aufpolieren. Aber so kriege ich sie immer wieder auf den Schreibtisch geknallt, um sie zu überarbeiten.«

»Kann man mit ihr wirklich so schlecht zusammenarbeiten, wie gesagt wird?« Ich meinte Mona Hodges. Chefredakteure und -redakteurinnen konnten zwar hart sein, aber Mona hatte sich mit ihrem Ruf eine herausragende Stellung in der Kategorie »Arschlöcher als Vorgesetzte« verschafft. Sie war angeblich kalt, fordernd, despotisch und manchmal sogar beleidigend. Einige Leute glaubten, Mona hätte alles getan, um sich vom gewöhnlichen Pack abzuheben, indem sie dafür sorgte, dass in der Presse über ihre Mätzchen berichtet wurde. Nach dem Motto: Eine schlechte Presse ist immer noch besser als gar keine. Angeblich war sie krankhaft eifersüchtig auf Bonnie Fuller, die Editorial Director bei einer Konkurrenzzeitschrift war. Bonnie konnte mehr Erfahrung beim Aufpeppen von Zeitschriften und dem Nach-oben-schnellen-lassen von Auflagenzahlen vorweisen. Weil sie schon länger im Geschäft war, hatte sie mehr Zeit gehabt, um sich zu profilieren. Trotzdem spuckte Mona Galle, weil sie ungeduldig Anerkennung anstrebte, was ihr mit ihrer »Ich bin böse«-Strategie zwar irgendwie gelang, allerdings auch im Minusbereich.

Robby verdrehte seine braunen Augen. »Hm, sie kann ziemlich brutal sein, wenn sie irgendwas nicht mag. Ich habe neulich gehört, wie sie den armen Kerl von der Poststelle zur Schnecke gemacht hat, weil er ein Paket falsch abgegeben hatte. Aber was ihre Arbeit angeht, ist sie ein Genie, unsere Auflagenzahlen schnellen in die Höhe. Von jemandem wie ihr kann man viel lernen. Ich wünschte, ich könnte schreiben wie sie.«

»Bist du sehr gestresst?«

»Ja. Und das Schlimmste ist: Zum Stressabbau futtere ich haufenweise Schokolade und Cheetos. Ich bin schon so fett, dass ich Titten bekommen habe. Wenn bekannt wird, dass Brock und ich Eltern werden, glauben alle, ich wäre derjenige, der das Kind zur Welt

bringt. Aber jetzt genug von mir. Wie läuft's bei dir?«

»Nicht so toll.« Ich erzählte ihm von meiner Kündigung und wie sehr es mich bedrückte.

Robbys Augen wurden immer größer, und seine Kinnlade hing nach unten. Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, streckte er beide Arme aus und ließ die Hände nach vorne schnellen.

»O mein Gott«, jubilierte er. »Ich habe den perfekten Job für dich.«

»Wo?«

»Beim Buzz.«

»Hä?«

»Warte, ich erzähl's dir. Die Redaktion hat beschlossen, über Verbrechen von Prominenten in journalistischer Weise zu berichten. Dafür suchen sie nach echt guten Journalisten. Nach Leuten, denen sie einen Vertrag anbieten. Du bist mir gar nicht in den Sinn gekommen, weil ich dachte, dein Vertrag beim Gloss läuft noch bis Ende des Jahres.«

»Begeht denn die Prominenz so viele Verbrechen, dass es sich lohnt, darüber zu schreiben?«

»Absolut! Jede Woche versucht irgendein Star, sich mit einer Fendi-Handtasche im BH aus dem Saks zu schleichen, oder jemand erschießt seine Ehefrau mit einer Magnum. Gott, du wärest perfekt für den Job. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass es für mich toll wäre, wenn du bei uns arbeitest.«

»Gerade noch haben wir darüber geredet, wie hart das Leben bei euch ist.«

»Aber für dich wäre das anders«, erklärte Robby. »Mona ist insgeheim von allem eingeschüchtert, was mit wahren Journalismus zu tun hat. Sie hätte keine Macht über dich, weil deine Arbeit nicht zu ihren Stärken gehört. Bei deinen Texten würde keiner einen flotten, gewitzten Stil erwarten. Soweit ich gehört habe, untersteht diese Verbrechenpartei dem zweiten Mann im Laden, Nash Nolan. Er sieht zwar wie ein Schläger aus, ist aber völlig in Ordnung. Bitte, lass mich ein Vorstellungsgespräch arrangieren.«

Meine Gedanken überschlugen sich. Ich hatte mich bisher nicht bei einer Zeitschrift wie dem Buzz gesehen, obwohl ich meine Begeisterung nicht leugnen konnte. Der Buzz war im letzten Jahr die meistgelesene Zeitschrift, die Leser würden sich meinen Namen einprägen – gerade rechtzeitig zur Veröffentlichung meines Buchs. Dieser Vorteil könnte alles Negative aufwiegen.

»Ich kenne mich in der Promiwelt nicht besonders gut aus«, gab ich in der Rolle der Advokatin des Teufels zu bedenken.

»Alles Nötige wirst du in der ersten Woche lernen. Es gibt sowieso nur etwa dreißig Berühmtheiten, die wichtig sind. Bist du Mona eigentlich schon mal begegnet?«

»Nein. Ich habe nur ihr Bild in der Post gesehen.«

»Na ja, es schadet ja nichts, mal mit ihr zu reden, oder?«

Nein, das könnte wirklich nicht schaden.

»Also gut, ich bin mit einem Gespräch einverstanden«, stimmte ich zu.

Robby strahlte. »Sie wird dich mögen«, versprach er. »Im Gespräch wird sie ihren Charme spielen lassen – natürlich innerhalb ihrer begrenzten Möglichkeiten. Auf zwei

Sachen musst du achten. Wenn sie mit dir redet, beugt sie sich vor und starrt dich an. Als ich sie kennen gelernt habe, dachte ich, sie würde Mitesser suchen und mir ein Haut-Peeling empfehlen. Außerdem schielt sie mit einem Auge nach außen. Du darfst auf keinen Fall dem Blick dieses Auges folgen, sie wird wahnsinnig, wenn das jemand macht.«

Ich ließ Robby einen Termin vereinbaren, der gleich am nächsten Mittwoch stattfand. Der Buzz-Verlag lag nur ein paar Blocks südlich vom Gloss auf dem Broadway und der 50. Straße. Er nahm in dem Gebäude die Hälfte der fünfzehnten Etage ein, in der anderen war das Track untergebracht, ein aufstrebendes Musikmagazin, das zum selben Unternehmen gehörte. Robby hatte mir einmal erzählt, die Mitarbeiter vom Buzz stießen im Eingangsbereich immer wieder auf Leute wie Justin Timberlake.

Als ich eintraf, wuselten in dem Großraumbüro eine Menge Leute herum, die ihren blasierten Gesichtsausdruck beibehielten, als ich von Monas Assistentin hindurchgeführt wurde. Einige folgten mir mit ihren Blicken, weil sie sich vielleicht fragten, ob ich ihnen ihren Arbeitsplatz wegnehmen würde.

Monas Büro war vom Großraumbüro durch eine Glasfront abgetrennt, doch die Vorhänge waren zugezogen. Ihre Assistentin bat mich, draußen zu warten, wo ich durch die halb geöffnete Tür einen Mann und eine Frau beim Gespräch belauschte.

»Lassen Sie sich ein paar Tage Zeit mit der Durchsicht, aber dann müssen wir weitermachen«, sagte der Mann, der sich der Tür näherte. »Und versuchen Sie, Stan so schnell wie möglich anzurufen.«

Eine Sekunde später jagte ein dunkelblonder Mann um die fünfzig in dunklem Anzug an mir vorbei. Ich erkannte ihn als Tom Dicker, den Verlagsinhaber. Sein Bild erschien auf der »Seite sechs« der New York Post fast genauso oft wie das von Mona. Ich hatte kaum Zeit, einen Gedanken an ihn zu verschwenden, als Mona höchstpersönlich in einer viel zu engen schwarzen Hose und einem ärmellosen, neongelben Oberteil erschien und mich in ihr Büro bat.

Robby hatte Recht, Mona versuchte tatsächlich, ihren Charme spielen zu lassen. Sie lächelte freundlich, als wir uns die Hände reichten, obwohl es ihrer Stimme an Ausdruck mangelte. Auch mit dem Schielen hatte Robby Recht. Als sich Monas linkes Auge selbständig machte, musste ich den Drang unterdrücken hinzuschauen – oder schlimmer noch, mich umzudrehen, weil ich den Eindruck hatte, dass sich jemand hereingeschlichen hatte und schräg hinter mir stand.

Ich hatte gehört, wie sich Leute über ihr Aussehen lustig machten, aber ich fand ihr Gesicht nicht unattraktiv, besonders für eine Frau Anfang vierzig. Ein Makel war allein ihr schielendes Auge. Bei ungefähr eins siebzig hatte sie, optisch durch ihre enge Hose verstärkt, eine leicht pummelige Figur. Das Beste an ihr war vielleicht ihr Haar. Kastanienbraun gefärbt, glänzte es wie das Fell eines rassigen Hengstes. Allerdings hatte sie es sich zu einer modischen Zottelfrisur schneiden lassen, so dass es sich in mehreren Schichten auf ihrem Kopf türmte und sie, weil es viel zu dick für diesen Schnitt war, wie einen Wookiee aussehen ließ.

Ohne mir einen Platz anzubieten, ließ sie sich auf den Stuhl hinter ihrem Schreibtisch fallen. Ich setzte mich ihr gegenüber, während sie auf den Stapel mit dem Material

blickte, das ich ihr per Boten geschickt hatte, bevor sie den Kopf hob.

»Was stimmt denn beim Gloss nicht?«, fragte sie ganz offen.

»Mit dem Gloss ist alles in Ordnung«, antwortete ich. »Aber dort ist geplant, das ganze Konzept umzustellen, so dass ich mich nach anderen Möglichkeiten umschaue.«

»Lesen Sie den Buzz?«

»Nicht wie eine Bibel«, gestand ich. Ich hielt es für gescheiter, Mona nicht an der Nase herumzuführen. »Aber manchmal kann ich diesem Laster nicht widerstehen.«

»Sie haben früher für Zeitungen gearbeitet, wie ich sehe. Warum sind Sie zu Zeitschriften gewechselt?«

»Mir gefiel das Tempo von Zeitungen – und das wunderbare Gefühl der Dringlichkeit, das damit einhergeht«, erklärte ich. »Aber in punkto Stil ist man beschränkt. Ich beschloss, Erfahrungen im Nachrichtenwesen zu sammeln, dann aber zum Zeitschriftenjournalismus zu wechseln, wo ich beim Schreiben größere Freiheit genieße.«

Hey, du bist wirklich fantastisch, hätte ich mir zuschreien können. Ich fand es schon immer schwierig, die Grenze zwischen angemessenem Eigenlob und widerlicher Lobhudelei zu finden.

Mona schien sich daran aber nicht zu stören, sondern lenkte das Gespräch auf meinen Hintergrund. Anschließend beschrieb sie kurz und knapp, welche Aufgaben die Stelle umfasste, nämlich das Verfassen eigener und das Redigieren der von anderen Reportern eingereichten Artikel. Während des gesamten Gesprächs lehnte sie sich nach vorne und starrte mich intensiv an – genauso, wie Robby mich vorgewarnt hatte. Sie starrte mich sogar an, während sie selbst sprach, als hätte sie noch nie von der ungeschriebenen Regel gehört, beim Reden ab und zu woanders hinzuschauen, um sein Gegenüber nicht mit einem bohrenden Blick zu verunsichern.

»Ihre Artikel sind ziemlich gut«, meinte Mona schließlich und lehnte sich zurück. »Auf eine Art sind Sie genau die Richtige für uns. Aber Ihnen fehlt die Erfahrung mit Promis. Sagen Sie mir, warum ich Sie einstellen sollte.«

»Ich glaube, dass meine mangelnde Erfahrung mit Prominenten ein Vorteil ist«, erklärte ich. »Polizisten und Experten nehmen mich viel ernster als jemanden, der nur über den MTV Music Video Award berichtet. Ich könnte die Artikel in den richtigen Kontext stellen. Nehmen wir als Beispiel die Geschichte, über die Sie neulich berichtet haben: Ein männlicher Star wird von seiner Frau zusammengeschlagen, weil sie ihn in einem Stripclub erwischt, und sie landet im Gefängnis. Im Buzz wurde darüber berichtet, als hätte noch nie jemand davon gehört, dass eine Frau ihren Mann schlägt. Aber es gibt neuere Studien, nach denen viele Frauen ihre Männer prügeln und das Problem dementsprechend viel weitreichender ist, als man sich je vorgestellt hatte. Diese Info könnte eine solche Geschichte viel interessanter machen. Außerdem gibt es in Ihrem Verlag unzählige Leute, die mir helfen könnten, wenn ich Kontakte zur Welt der Stars und Sternchen bräuchte.«

Über meine Worte nachdenkend, blickte sie hinter ihrem Schreibtisch hervor – zumindest mit einem Auge. Ich zwang mich, ihre Nasenspitze zu fixieren und nicht allzu eifrig zu wirken. Schließlich erhob sie sich und meinte, sie werde mir Bescheid geben.

Zwei Tage später erhielt ich einen Anruf von Nash, der mich um ein Treffen bat. Am

Ende hatte ich den Job. Sie würden mir ein Pauschalhonorar bezahlen, für das ich über die großen Verbrechen in New York berichten und kleinere Artikel von anderen Mitarbeitern redigieren sollte. Bei größeren Geschichten an der Westküste könnte ich mich entscheiden, selbst nach L. A. zu fliegen oder jemanden von der dortigen Redaktion zu beauftragen. Mir wurde ein Schreibtisch im Verlag zugewiesen, den ich zwei bis drei Tage die Woche nutzen sollte. Nachdem klar war, dass ich vor allem mit Nash zu tun hätte, schlug ich ein.

Ich kann nicht leugnen, dass es mir eine innere Befriedigung war, Cat anzurufen und über die Neuigkeit zu berichten.

»Verbrechen von Prominenten?«, vergewisserte sie sich mit gespielter Neugier. »Du meinst, wenn jemand bei einem Fototermin Klamotten klaut oder sich zu viel Collagen in die Lippen spritzen lässt?«

Sarkasmus gehörte nicht zu den Waffen, die sie häufig gegen mich einsetzte, ich ließ mich davon nicht beirren. Ich wusste, ihre Gefühle über meinen Abgang waren zwiespältiger Natur.

Am nächsten Mittwoch kreuzte ich also beim Buzz auf. Die Aufteilung der Büros war interessant. Sie waren verglast, etwa die Hälfte davon zu einem offenen Bereich, der wie das Großraumbüro einer Zeitung aussah. Der Rest der Büros lag entlang mehrerer Flure in der hinteren Hälfte des Stockwerks. Der größte Teil des Großraumbüros wurde von der Grafik- und Produktionsabteilung eingenommen, der andere Teil, der näher am Empfang lag, von etwa zwölf Arbeitsplätzen mit zumeist Reportern und Schreibern. Dieser Teil wurde seltsamerweise »Pferch« genannt.

Monas Büro lag in der hintersten Ecke des Großraumbüros in der Nähe der Grafikabteilung und einem Bereich, der mit »Village Intern« bezeichnet wurde, wo verwirrt aussehende College-Schüler Bänder abtippeten und den Tratsch im Internet auf Seiten wie Gawker.com verfolgten.

Als Freiberuflerin hatte ich keinen Anspruch auf ein eigenes Büro. An dem Platz, der mir zugewiesen wurde, standen vier Schreibtische mit zusammengewürfelten Leuten. Gleich neben mir, getrennt nur von einer kopfhohen grauen Wand, saß eine freundlich wirkende Autorin, Jessie Pendergrass, die ich auf etwa dreißig schätzte. Hinter uns saßen ein anderer Autor, Ryan Foster, und ein Fotoredakteur, Leo Soundso, der seine Zeit offenbar damit zubrachte, Paparazzi-Fotos zu prüfen. Als mich Jessie nach hinten führte, um mir die Teeküche zu zeigen, erzählte sie mir, sie habe erst kürzlich hier angefangen und berichte über die Musikszene und allgemeinen Promikram, aber erst nach ihrem Aufstieg zur Redakteurin stehe ihr der Luxus eines eigenen Büros zu. Leo, meinte sie, müsste eigentlich in der Grafikabteilung sitzen, aber dort sei es schon zu eng, und Ryan habe sich, ebenso wie sie, in der Hierarchie noch nicht nach oben gearbeitet.

»Kommt man gut mit den beiden aus?«, fragte ich, als mir klar wurde, wie wenig Rückzugsmöglichkeiten es hier gab.

»Leo ist ganz lieb«, vertraute sie mir an. »Früher war er viel lebhafter, aber seit er diesen Nacktyogakurs für Schwule macht, wirkt er viel abgeklärter. Ryan ist ein Einzelgänger. Wenn du zu ihm durchdringst, lass es mich wissen.«

Die Einrichtung war kühl – weiße Wände, grauer Teppich und graue Trennwände –,

obwohl die Mitarbeiter den Versuch unternommen hatten, ihre Arbeitsplätze und Büros mit Bildern und geschmacklosen Erinnerungsstücken zu schmücken. Etwa sechzig Prozent waren weiblich, bei zehn Prozent von ihnen blickte Johnny Depp gedankenverloren von den Trennwänden herab. Kaum zu glauben war, wie viele Zeitschriften überall herumlagen. Nicht nur der Buzz, sondern auch Ausgaben unserer Hauptkonkurrenten People, In Touch und US Weekly, aber auch der Star und der National Enquirer, mit denen Schreibtische, Stühle und der Boden übersät waren, luden auf der Suche nach Informationen zum ständigen Durchblättern ein.

Das Erstaunlichste jedoch war der Geräuschpegel. Hier ging es viel lauter zu als beim Gloss – es hörte sich an, als würden wir über einen Krieg oder eine Präsidentschaftswahl berichten.

Die erste halbe Stunde verbrachte ich damit, mir von Nashs Assistentin das Computersystem zeigen zu lassen. Es war mir mehr oder weniger vertraut, aber ein kurzer Auffrischkurs schadete nichts. Nash wollte sich nach der täglichen Elf-Uhr-Konferenz mit mir treffen, so dass ich bis dahin in alten Ausgaben des Buzz blätterte und versuchte, den Stil aufzusaugen. Worte wie Glamour oder Klunker müsste ich in meinen Texten nicht verwenden, zu plump wollte ich nicht wirken. Ich durchstöberte auch das tägliche »Tratschpaket«, Fotokopien von allem Möglichen, angefangen bei der Tratschkolumne aus People.com bis zu Seiten der britischen Boulevardpresse. Als ich damit fertig war, wusste ich über Camilla Parker Bowles mehr, als mir lieb war.

Hin und wieder blickte ich auf, ob Mona schon da war, doch ihr Büro blieb dunkel. Schließlich bekam ich mit, dass sie einen Auftritt im Fernsehen hatte und erst gegen Mittag in den Verlag kommen würde.

Die tägliche Konferenz dauerte nur eine Viertelstunde. Sie wurde von dem ernst klingenden geschäftsführenden Redakteur geleitet – »Wir nennen ihn den Kaiser«, flüsterte mir Jessie zu –, der sich darauf konzentrierte, in welchem Stadium sich welche Geschichte befand. Auf dem Weg zurück zum Pferch erzählte Jessie, Mona versuche, mit einer kleinen Gruppe Autoren und Redakteuren eine wöchentliche Ideenkonferenz abzuhalten. Doch leider reiche die Zeit nicht immer dafür. Titelgeschichten wurden nur mit den Ranghöchsten besprochen, und aus Geheimhaltungsgründen erfuhren die meisten Mitarbeiter erst ganz am Schluss, worum es ging.

Kurz darauf stampfte Mona den Gang neben dem Pferch entlang und zog ein Gesicht, als wäre ihr Wagen abgeschleppt worden. Zehn Minuten später tauchte sie aus ihrem Büro mit mehreren Blättern in der Hand wieder auf. Zuerst dachte ich, sie käme zu mir, doch sie bog in ein Büro in meiner Nähe.

»Warum schreibst du so einen bescheuerten Aufmacher?«, rief sie dem Mädchen schon von der Tür aus zu. Erschreckt fuhr ich nach oben.

»Der totale Schwachsinn«, fuhr Mona fort. »Niemand interessiert sich für Maddox und seinen neusten Haarschnitt. Man will wissen, mit wem Angelina zusammenzieht.«

Autsch. Robby hatte gesagt, sie sei hart. Den Ausdruck teuflisch hatte er nicht benutzt. Ich hielt zwar den Kopf taktvoll gesenkt, sah aber trotzdem, dass Mona auf mich zusteuerte. Ob ich mich unter den Schreibtisch werfen sollte?

»Warum hatman Sie hierhergesetzt?«, fragte sie, als sie vor mir stand.

»Ich glaube, das war der einzig freie Platz, aber das ist schon in Ordnung«, beschwichtigte ich sie. Die Blicke der Kollegen um uns herum wanderten zu den jeweiligen Bildschirmen, als wäre Mona ein Wolf oder ein Polizeihund, der bei Augenkontakt sofort auf sie zuspringen würde.

»Machen Sie, was Sie wollen«, meinte sie achselzuckend und ging fort.

Am Mittag teilte mir eine stellvertretende Chefredakteurin per E-Mail mit, dass ein Reality-TV-Star namens Dotson Holfield am Morgen wegen unsittlichen Entblößens in Miami vor Gericht gestellt worden war. Sie bat mich, die Geschichte mit Robby zu bearbeiten. Ich verfügte über ein paar Kontakte in Miami, und während ich in seinem Büro an einem Sandwich knabberte, telefonierte er mit einem von ihnen.

»So ein Spinner«, sagte er, als er auflegte. »Holfield hat scheinbar vor einem verdeckten Ermittler mit seinem Penis gewedelt und gesagt, er soll ihn Brutus nennen. Ich habe schon den perfekten Titel für den Artikel.«

»Schieß los.«

»Dotson Holfield zeigt seinen Kleinen, aber keinen klaren Kopf.«

»Siehst du?«, lobte ich ihn. »Du kannst ja doch gewitzt schreiben.«

»Wie klappt's übrigens bei dir?«, fragte er.

»Gut.« Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Ich merke, dass ich nicht im Paradies bin, aber daran bin ich ja gewöhnt.«

An diesem Tag hatte ich keine direkte Begegnung mehr mit Mona, obwohl mir ihre Anwesenheit ständig bewusst war. Jedes Mal, wenn sie ihr Büro verließ, hatte ich das Gefühl, ein Wirbelsturm bricht los. Sie preschte zur Grafikabteilung und verlangte Änderungen am Layout, beschwerte sich in Nashs Tür über irgendeinen ärgerlichen Promibetreuer oder ging zu den Leuten, um ihnen ihre Texte auf den Schreibtisch zu knallen. Gegen zwei sah ich, wie sie hinter der Glaswand verärgert mit den Händen in Richtung einer ihrer beiden Assistentinnen gestikuliert, als Jessie mit ihrem Stuhl zu mir rollte.

»Rate mal, um was es da geht«, flüsterte sie.

»Jemand hat eine witzlose Überschrift verfasst?«

»Nein, vermutlich um den Hühnchensalat. Mona isst ihn jeden Tag um zwei. Wenn der Selleriegehalt über fünfunddreißig Prozent liegt, muss irgendjemand dran glauben.«

Ich war zu sprachlos, um zu antworten. Wo hatte ich mich da bloß hineinbugsiert? Gegen halb sieben watschelte Mona aus ihrem Büro, eingezwängt wie eine italienische Wurst in ein oranges Abendkleid von Dolce & Gabbana, und bat eine Redaktionsassistentin, die zwei Tische von mir entfernt saß, etwas Abdeckcreme auf die Ekzemflecken auf ihrem Rücken aufzutragen. Ich musste mich zwingen, nicht zu kotzen.

»Gott«, murmelte ich, »das gibt hier noch Mord und Totschlag.« Sechs Wochen später sollte sich zu meinem Schrecken herausstellen, dass ich Recht hatte.